

JOSWOWITZ-SCHWELLENBACH, Kirsten, Zwischen Chalcedon und Birmingham. Zur Christologie John Hicks (Beiträge zur Fundamentaltheologie und Religionsphilosophie 5), ars una Neuried 2000, 243 p., Pb. 39,- Eur-D; ISBN 3-89391-455-2

Der stärkste Leseindruck, den die beim Bonner Dogmatiker Josef Wohlmuth verfasste Studie hinterlässt, ist die umfangreiche und gewissenhafte Aufarbeitung der hauptsächlich im angelsächsischen Raum geführten theologischen Diskussion um die Christologie einer pluralistischen Religionstheologie. Die Dissertation von Joswowitz-Schwellenbach (J.-Sch.) ist zeitgleich mit den inzwischen sehr bekannten Arbeiten von André A. Gerth (Theologie im Angesicht der Religionen. Gavin D'Costas Kritik an der pluralistischen Religionstheologie John Hicks [Beiträge zur ökumenischen Theologie 27], Paderborn u.a. 1997) und Perry Schmidt-Leukel (Theologie der Religionen. Probleme, Optionen, Argumente [Beiträge zur Fundamentaltheologie und Religionsphilosophie 1], Neuried 1997) entstanden und die bisher einzige deutschsprachige Monographie zur Christologie des wohl wichtigsten Vertreters der pluralistischen Theologie der Religionen, John Hick. Dieser mit Gewissenhaftigkeit besonders in den Fußnoten betriebene Aufwand ist neben der Auszeichnung des Fleißes deshalb so bemerkenswert, weil die Autorin durch ihre Belesenheit einen wohltuend von vielen Publikationen unterschiedenen Stil pflegt. Denn mir fällt ein weit verbreiteter Literaturtypus auf, der sich nicht selten polemisch und stark verallgemeinernd auf die sog. Pluralisten ohne ernsthafte Auseinandersetzung mit deren Publikationen und Argumenten bezieht. Davon setzt sich J.-Sch. gründlich ab, indem sie nicht nur John Hick auf weite Strecken in systematischer Analyse zur Darstellung bringt, sondern auch Würdigung wie deutliche Kritik in Verantwortung vor dem Stand der Diskussion herausarbeitet. Sie bringt Differenzierungen zum Vorschein, zeigt Aporien auf und öffnet Sackgassen. Darin liegt die Leistung dieser Arbeit und weniger in der eigenen spekulativen Innovation der Autorin, die sich meist nur kurz aber immer deutlich und begründet positioniert. Dabei ist sie möglicherweise zu bescheiden.

Die Autorin zielt mit ihrer Arbeit auf ein Gespräch zwischen einer inklusivistischen und pluralistischen Position zur Christologie, zweifelsohne ein essentielles Desiderat in einer Situation mitunter verbitterter Lagerbildung. Genaue hin sucht sie nach einer Hermeneutik christologischer Fragestellungen, die sowohl einer klassischen Position im Gefolge von Chalcedon als auch den Einwänden John Hicks gerecht wird. Dass John Hick tatsächlich eine Christologie vorgelegt hätte, ist so unumstritten nicht. Denn Hicks Interesse gilt dem historischen Jesus und seiner Wirkungsgeschichte, während die christologische Deutung einer pointierten Kritik ausgesetzt wird. Biographisch wie theologiegeschichtlich

spricht er sich demnach für eine „Kopernikanische Wende“ aus, weg von der Christuszentriertheit hin zu einer Gottzentriertheit. In der Frontstellung gegen Chalcedon wandte er sich auch gegen das Konzept des anonymen Christen bei Rahner. Schon deshalb ist es nachvollziehbar, dass J.-Sch. das gesuchte Gespräch fiktiv mit den beiden maßgeblichen Theologen Rahner und Hick inszeniert.

Einleitend werden die Christologien im Umfeld der pluralistischen Religionstheologie skizziert. Das *erste Kapitel* bringt eine Einführung zu John Hick. Der biographische steht im engen Zusammenhang mit dem theologischen Werdegang. Seine Wende von der anglikanischen Kirche hin zu einer evangelikalen Form der Presbyterianer und von dort zu einer pluralistischen Religionstheologie bestimmt sein theologisches Schaffen, das durch seine Auseinandersetzung mit der Religionsphilosophie, Epistemologie, der Gottesfrage und den Gottesbeweisen, der Theodizee, Eschatologie und der analytischen Religionskritik grundgelegt wurde. Die Not des multireligiösen Zusammenlebens in Birmingham und seine Indienreisen nötigten ihn zu weiter reichenden Konsequenzen, denen er in der pluralistischen These nachkam. Als Wendemarke gilt der 1977 erschienene Sammelband „The Myth of God Incarnate“, der sich eine Neuinterpretation des Inkarnationsbegriffs zur Aufgabe stellte und geradezu eine Eruption auslöste. Ein wertvoller Literaturüberblick zur pluralistischen Religionstheologie und zur Christologie John Hicks beschließt den ersten Teil.

Das *zweite Kapitel* analysiert die fundamentaltheologischen Prämissen von Hicks Christologie. Obwohl die Begegnung von John Hick mit Wilfred Cantwell Smith, der wie kaum ein anderer für die Integration der Teilnehmerperspektive in die Religionswissenschaft steht, prägend war, wird Hick häufig eine privilegierte Vogel-, Beobachter- oder Metaperspektive vorgeworfen. Hick wendet sich dagegen ausdrücklich und versteht seinen Entwurf vielmehr als Hypothese. Fraglich ist, ob die Kritik nur auf unzureichender Kenntnis von Hick beruht, oder ob er nicht auch gegen seine eigene Intention dieser Gefahr erlegen ist.¹ – Diese Standpunktfrage macht sich fest an der Konzeption des „Real“, das als transzendente Ursache aller Religionen die Frage nach der Vereinbarkeit der divergierenden Wahrheitsansprüche der verschiedenen Religionen beantworten soll. Hick bleibt nicht einfach in der Tradition der negativen Theologie und zieht sich auf die Ineffabilität Gottes zurück, auch geht er über Kant hinaus, indem das hinter dem Phänomenon liegende Noumenon gerade nicht völlig unerreichbar gedacht wird, sondern er sieht im „Real“ den realen Wirklichkeitsgrund der verschiedenen Formen religiöser Erfahrung, die in personalen wie impersonalen Transzendenzvorstellungen beantwortet werden und eine gemeinsame soteriolo-

1 Das Fortbestehen des Einwandes „mag daran liegen, dass Hick nicht von allen seinen Kritikern mit hinreichender Aufmerksamkeit gelesen wird oder daran, dass er seinen eigenen Einwand nicht ernst genug nimmt“ (71).

gische Effizienz, eine gemeinsame Heilswirksamkeit in der Abkehr von menschlicher Selbstzentriertheit anstreben. J.-Sch. teilt die Grundlinien der gegen diese Einheitskonzeption breit vorgetragenen Kritik und betont die Problematik des Geschichtsverlustes dieses abstrakten Gottesbegriffs wie die Schwierigkeit einer kontextübergreifenden Konkretion des ebenfalls sehr abstrakten Heilseffizienzkriteriums.

Das *dritte* ist das *Hauptkapitel* und bringt eine kritische Analyse von Hicks Christologie in 4 Schritten. (1) Hick versteht die christologischen Aussagen etwa der Inkarnation als *Mythos*, der nicht im wörtlichen (literal) Sinn wahr ist, sondern mit poetischen Begriffen einer Liebes- oder Begeisterungssprache ein persönliches Verhältnis ausdrückt, und übersieht dabei, dass metaphorische Rede nicht im Gegensatz zur wortwörtlichen Wahrheit steht, sondern vielmehr die einzige Möglichkeit des Redens von Gott ist. (2) Hicks *biblisches Jesusbild* trägt im Gegensatz zu seiner Kritik der neutestamentlichen wie frühchristlichen Christologie geradezu enthusiastische Züge, indem er das herausragende Gottesverhältnis Jesu in den Mittelpunkt stellt. Alleiniges Kriterium für alle Christologie bleibt das Selbstverständnis des historischen Jesus, das von keiner Göttlichkeit zeugt. Die soteriologische Bedeutung Jesu sieht Hick im Offenbarungsgeschehen des Real, und kaum in Kreuz und Auferstehung, die er als Wiederbelebung missversteht und nur im Zusammenhang einer politisch motivierten Legitimation der Göttlichkeit und Einzigkeit Jesu begreifen kann. Eine Auferstehung im Dienst der Inkarnationstheologie lehnt er ab, ebenso wie die Deifikationsthese im Gefolge des Hellenisierungsvorwurfs. (3) Hick verbindet das *Inkarnationsverständnis* notwendig mit der Exklusivität Jesu und dem Absolutheitsanspruch des Christentums, der zu Gewalt führt. Dabei sieht er keine Möglichkeiten einer kenotischen und inklusiven Christologie ohne Superioritätsansprüche, wie sie J.-Sch. anführt. (4) Hicks Kritik der Christologie fokussiert sich auf das Konzil von Calcedon. Sprachanalytisch vermisst er die logische Kohärenz einer gleichzeitigen Identifikation von Jesus als wahren Gott und wahren Menschen und sieht darin eine Unvereinbarkeit der Attribute, die der Behauptung gleichkomme, ein Kreis sei zugleich ein Quadrat. Was Hick dem Real an Vereinbarkeit an Widersprüchen von personalen und impersonalen Transzendenzvorstellungen zugeht, lässt er in der Christologie nicht gelten. Vorausgesetzt ist dabei eine absolute Getrenntheit und Gegensätzlichkeit von Gott und Mensch. Da er im Substanzdenken ein Ausschließlichkeitsdenken ortet, schlägt er eine graduelle oder pneumatologische Christologie vor, die er im Horizont einer umfassenden Selbstvermittlung des göttlichen Geistes begreift. Die Frage der Einzigkeit Jesu Christi spitzt sich somit auf die Frage nach einer notwendigen Singularität der Inkarnation zu.

J.-Sch. kommt dabei zu dem zentralen Schluss, dass Hick einem sehr eingeschränkten Dogmenverständnis aufsitzt und gegen ein Zerrbild der traditionellen

Christologie kämpft. Um diese Voraussetzungen aufzubrechen und um dabei dem Anliegen Hicks einer Christologie im Kontext einer pluralistischen Religionstheologie eine breitere Basis zu geben, eröffnet J.-Sch. im *vierten Kapitel* ein fiktives Gespräch mit Karl Rahner. Für Hick wie für Rahner bildet die Chalcedoninterpretation einen hermeneutischen Schlüssel für die Verhältnisbestimmung von Gott und Mensch. Statt Gegensätzlichkeit und Inkompatibilität denkt Rahner die Einheit von Unterschieden von der gegenseitigen Hinordnung von Gott und Mensch her, die nicht auf Identität von Gott und Mensch hinzielt, sondern die Inkarnation als höchsten Wesensvollzug des Menschen in seinem Sein als Hingabe versteht. Auch ist mit der Inkarnation und Gottes Entäußerung die Unveränderlichkeit Gottes trinitarisch zu denken, um einen sehr abstrakten, monolithischen Begriff eines Real zu überwinden, der weder schöpfungs-, offenbarungstheologisch noch heilsgeschichtlich vermittelt ist. Für eine Wende von der Christologie hin zur Theozentrik gibt es somit keine Notwendigkeit mehr. Unterscheidung statt Trennung, Einheit statt Identität. Wenn Menschheit nicht als Gegensatz zum Göttlichen definiert wird, sondern von der undefiniertheit her verstanden wird, repräsentiert sich in ihr gleichsam sakramental Gottes Anwesenheit. Nicht in der Kopernikanischen Wende weg von der Christozentrik, sondern in der anthropologischen Wende der Christologie und Theologie sieht Rahner in der Inkarnation ontologisch das Ziel der Schöpfungsbewegung als ganzer erreicht. Dadurch tritt auch das soteriologische Ziel aus dem Konkurrenzverhältnis von Gott und Mensch, von Selbst- und Wirklichkeitszentriertheit heraus. – Rahners transzendentale Christologie steht damit vor dem Problem der konkreten Geschichtlichkeit Jesu, dessen Menschheit zu einem Gattungsbegriff hin driftet. Auch wenn J.-Sch. die von Rahner korrigierten Voraussetzungen befruchtend für Hick aufnehmen kann, macht sie präzise an dem Punkt der universalen Repräsentation der gesamten Menschheit in dem einen Menschen den Dissens fest. Die Frage nach der notwendigen, nicht bloß faktischen Einmaligkeit der Inkarnation, warum es sich in Jesus Christus um den einzigen möglichen Höchstfall des Verhältnisses von Gott und Schöpfung gehandelt habe, bleibt offen, ebenso die Frage, ob Rahner damit nicht einer graduellen Christologie sehr nahe steht und Jesus eine einzigartige, aber nicht die einzige normative Gestalt der Gottesoffenbarung darstellt. Mit diesen Fragen hat J.-Sch. dichte Berührungspunkte zwischen inklusivistischer und pluralistischer Christologie gefunden. Ob der gemeinsam bekannte Höchstfall Jesus Christus auch der notwendige Einzelfall sein muss, oder ob auch andere Offenbarungsmöglichkeiten Gottes in Höchstform denkbar sind, markiert die Differenz der Positionen.

Dass in der ganzen Auseinandersetzung um eine pluralistische Christologie ein himmelschreiendes Desiderat eingeklagt werden muss, erahnt J.-Sch. zumindest leise. Eine Christologie, ohne vom Juden Jesus und dem bleibend gültigen Heilsweg seines nach wie vor erwählten Volkes zu reden, halte ich für

den gravierendsten Widerspruch. Von daher muss künftig die von der Autorin trefflich herausgearbeitete Fragestellung einer pluralistischen Christologie wie einer pluralistischen Religionstheologie aufgerollt werden, will sich diese – wie auch die Israeltheologie – aus ihren Aporien befreien.

Ulrich Winkler

COLLET, Giancarlo, ... bis an die Grenzen der Erde. Grundfragen heutiger Missionswissenschaft, Herder Freiburg/Basel/Wien 2002, 284 p., Geb. 32,- Eur-D; ISBN 3-451-27929-0

Eine Freude, dieses Buch zu lesen! Der Band kommt wie gerufen. Er entspricht einem Desiderat, das ich zuletzt (SaThZ 6 [2002] 319) gegenüber dem von Horst Bürkle herausgegebenen Lehrbuch (Die Mission der Kirche, Paderborn 2002) angemerkt habe. Der renommierte Münsteraner Missionswissenschaftler legt mit seiner Aufsatzsammlung aus dem letzten Jahrzehnt ein ausgezeichnetes Kompendium vor, das verlässlich über den gegenwärtigen Stand und die aktuellen Entwicklungen der Missionswissenschaft und -theologie informiert. Ein Aufsatzband, den es lohnt, von A bis Z durchzuarbeiten.

Die Missionswissenschaft hat es schwer: Nicht nur, dass viele Christinnen und Christen nach ihren eigenen Aussagen mit Mission „nichts anfangen können“ (268), sondern sie ist auch ein Stiefkind der Theologie. Mit den Sparzwängen an den Universitäten bekommt die Missionswissenschaft noch mehr Gegenwind. Übrig geblieben ist in Deutschland nun ein einziger katholischer Lehrstuhl, den der Autor zurzeit bekleidet. Das Fach hat kaum Eingang in die Studienpläne gefunden. Unter den unwirtlichen Rahmenbedingungen hat die Missionswissenschaft auch einen inhaltlichen Spagat zu leisten. Zum einen steht sie nicht unbegründet unter dem „Verdacht der ideologischen Rechtfertigung und Verbündung mit westlicher Expansion und Herrschaft“ (23) und ächzt unter der Last der Geschichte. Zum anderen hat sie sich ein überzeugendes neues Profil gegeben – wie Collet es hier präsentiert –, das gegen die oft todbringenden Folgen der Missionierung auf das befreiende Potential des Evangeliums setzt. An Vorschlägen, den *Missionsbegriff* und die Missionswissenschaften zu ersetzen, mangelt es nicht (48ff). Collet hält aber bewusst am Begriff fest, um zum einen der Last der Geschichte nicht auszuweichen (VII.235), und zum anderen im Unterschied zur hiesigen Theologie der programmatischen Bedeutung der Mission im Selbstverständnis der Kirchen des Südens Rechnung zu tragen (IX.21). Darüber hinaus kann er auch in eher referierender Weise dem weniger belasteten Begriff des *Zeugnisses* viel abgewinnen (57.60.244).